

Bei Rubens.

Von Guido Heffner.

(Nachdruck verboten)

Meister Rubens hatte sich am Vormittag von seinen Schülern verabschiedet, um eine kleine Reise zu unternehmen. Er sagte zu dem Ältesten, einem jungen, talentvollen Künstler:

„Halte mir ein wenig Ordnung im Atelier, damit sich das junge Volk nicht herumbalgt; führe sie lieber in die freie Natur, damit sie lernen, ihre Geheimnisse zu erlauschen. Im Atelier steht Ihr ja doch nichts Besonderes. Studiert draußen das Leben, dann werdet Ihr echte Künstler werden.“

Rubens kannte die Gewohnheit seiner Zöglinge, wenn er den Rücken kehrte, in das kleine Atelier zu schlüpfen, wo er die großen Bilder malte. Sie fanden dann bewundernd vor seinen Arbeiten und hatten unter Umständen mehr Gewinn davon, die Pinselstriche zu studieren, als der Natur ihre Geheimnisse abzulassen. Dies aber wollte der Meister in seiner Bescheidenheit nicht gelten lassen. Gegen die Ueberriffe der jungen Leute hatte er sich einfach schütten können, indem er den Schlüssel zu dem kleinen Atelier abjog und in die Tasche steckte. Das aber tat er nicht. Er war dazu viel zu gutmütig, viel zu vertrauenselig, und gab sich seinen Schülern gegenüber mehr als Freund und Berater, denn als strenger Lehrer.

Trotzdem nun die Schüler mit begeisterter Liebe an dem Meister hingen, konnten sie es doch nicht über sich gewinnen, ihre dämmigen Streiche zu unterlassen. Sie waren eben jung, und Jugend will ausgelassen sein.

Einer der wildsten unter den Schülern war der junge, kaum zwanzigjährige van Dyd. Er war toll und übermütig, voll sprunghafter Laune und unerschöpflichem Humor. Er steckte voller Scherzstreiche, und wenn er bei seinem Akt stand, oder wenn er einen Studienkopf malte: immer machte er lustige Bemerkungen, sei es zu dem Körper des Aktes, sei es zu der Frage des Studienkopfes, wie dies gerade vorlag.

Man hatte von Dyd sehr lieb. Da man ihn aber für einen losen Vogel hielt und von seinen Arbeiten eigentlich nicht sehr viel sah, so glaubte man nicht, daß er jemals ein großer Maler werden würde.

Van Dyd tat nichts, das Urteil seiner Mitschüler und seines Meisters günstiger zu stimmen. Er war und blieb das entsatzterbilde des Rubensschen Ateliers.

Im Grunde seines Herzens aber fühlte er doch ein gewaltiges Verlangen, und wenn er sich einmal ganz ausgab, besonders beim Malen der Studienköpfe, so fanden seine Mitschüler um ihn herum und bewunderten die naive Kraft seiner Zeichnungen und seiner Farben. Sie sagten sich dann: „Es kann doch noch was aus ihm werden.“

Rubens war gegangen und hatte den vor dem Haus haltenden Wagen bestiegen. Als dessen Rollen unten am Place du mer in Antwerpen verklingen war, warfen die Schüler ihre Paletten und Pinsel auf die Modelltische, schoben die schweren persischen Teppiche an dem Eingang zu Rubens Allerheiligem zurück und traten ein. Der Meister war seit Wochen nicht fort gewesen, und so mußten sie nicht, womit er beschäftigt war. Als sie vor die große Staffelei traten, entrang sich ein bewunderndes „Ach!“ ihren Lippen. Da stand das herrliche Bild „Christus und die Ehebrecherin“ teilweise noch in der Untermalung, teilweise schon ganz vollendet. Der Meister hatte zuletzt an der Figur der Ehebrecherin gemalt, und Schalter und Arm waren noch feucht. Sie suchten sofort nach den Skizzen, die sie auch bald fanden, und bewunderten die Zeichnung und stritten über die Komposition. Aber ein ernstes Gespräch war nicht lange aufrecht zu erhalten; denn der lustige van Dyd, dem der Sonnenschein viel zu hell draußen schien und die Schwalben viel zu fröhlich zwitscherten, schlug vor, das Atelier zu verlassen und draußen die Natur zu studieren.

„Ach was, Unsinn!“ rief ein Kleiner, etwas verwaschener Schüler. Er war rothaarig und aus Brüssel. Reicher Leute Kind, konnte er sich's leisten, bei Rubens Unterricht zu nehmen. „Wir bleiben hier und studieren an des Meisters Bildern, da können wir mehr sehen als draußen.“

„Du Kleiner Affe, was verstehst Du denn überhaupt von Kunst!“ sagte van Dyd.

„Oh!“ rief der Kleine, „vielleicht mehr als Du, aus Dir wird im Leben doch nichts als ein Hanswurst.“

Da packte van Dyd den Kleinen, hob ihn auf die Schulter und tanzte mit ihm im Zimmer herum.

„So, siehst Du, nun hat der Hanswurst auch sein Affchen.“

Alle lachten. Van Dyd ließ den Kleinen herunter; der aber nahm einen Malstock und schlug nach dem Uebermütigen. Dieser wich aus, und der Kleine, der bei der Wucht des Schlags das Uebergewicht verloren hatte, kollerte an die Erde. Dabei fiel er so unglücklich, daß das neue Bild überkippte und mit der gemalten Seite vorwärts auf ihn herunterfiel.

Als sich der kleine Brüsseler darunter hervorgerettet hatte, bemerkten die Schüler zu ihrem Entsetzen, daß Arm, Schulter und Hals der Ehebrecherin sich auf dem Rücken des Kleinen befanden. Die Hand Jesu war vollständig verwischt, und die ganze Gestalt der Ehebrecherin ein graubrauner Farbfleck.

Ralles fanden die Unglücklichen herum. Sie wußten nicht, was sie anfangen sollten. Der Meister hatte noch so eindringlich gewarnt, sich nicht herumzubalgen, und es war doch wieder geschehen! Aber an allem war dieser van Dyd, dieser übermütige Patron schuld. Das wollten sie auch dem Meister sagen, und er sollte seine richtige Strafe dafür bekommen.

„Da bist ein Unglücksvogel, Anson“, sagte der Meister-älteste zu ihm. „Kein Tag geht vorüber, ohne daß Du irgend etwas anstellst. Diesmal aber wird Dir der Meister sicherlich nicht verzeihen.“

„Was ist nur so Gefährliches geschehen?“ sagte van Dyd und lächelte. Ein Bild ist verwischt. Nun gut, unangenehm ist die Sache ja; aber wenn Ihr nichts sagt, der Meister braucht davon nichts zu merken.“

„Oh“, höhnte jetzt wieder der Kleine, „Du wußt es wohl nachmalen?“

„Gewiß will ich das, und Ihr sollt gleich sehen, wie!“

Van Dyd stellte sich an die Staffelei. Mit einem weichen Lappen und etwas Terpentinöl war die frische Farbe bald hinweggelöst, und nun nahm er die auf dem Stuhl liegende Palette des Meisters, suchte sich die Skizze heraus und wollte anfangen, zu malen. Indem Kopfte es an die Meistertafel.

„Wer ist draußen?“ fragten die Schüler. Eine Damenstimme antwortete:

„Ich!“

„Ich kann jeder sagen“, erwiderte van Dyd, „der Meister ist nicht zu Hause.“

„Ja, das weiß ich, ich habe nur mein Tuch vergessen, das ich mir holen will.“

„Wer seid Ihr?“

„Ich bin das Modell zur Ehebrecherin.“

„Ala!“ sagte van Dyd, „dann immer herein, junge Frau Ehebrecherin. Euch können wir gut gebrauchen.“

Er eilte zur Tür, öffnete, und herein trat ein junges Mädchen im Anfang der Zwanzig. Sie war blond und hatte einen Teint wie Milch und Blut. Sie sah sich erstaunt im Kreise um, trat dann vor das Bild und stieg einen erschrockenen Schrei aus.

„Wer hat das getan?“ fragte sie.

„Wer das getan, ist hier ganz gleichgültig“, sagte van Dyd, „die Hauptsache ist, daß es der Meister nicht merkt.“

„Oh“, das wird er aber merken.“

„Nein, mein Kind, das wird er nicht merken. Wenn Ihr nur die Freundlichkeit haben wollt, mir ein halbes Stündchen zu sitzen.“

Das Mädchen lächelte.

„Ich soll Euch sitzen?“

„Ja, gewiß!“

„Ja, und was bekomme ich dafür?“

„Einen Kuß“, antwortete lächelnd van Dyd.

„Wenig genug“, meinte das Modell.

Aber als sie sich den jungen, hübschen van Dyd voll ansah, mochte ihr doch der Preis nicht mehr so gering wie anfänglich erscheinen, und da auch die anderen anfangen, zu bitten, so sagte sie:

„Nun gut, ich will Euch diesmal aus der Verlegenheit helfen, aber Ihr müßt mir einen Gefallen tun.“

„Hundert für einen“, erwiderte van Dyd.

„Der Meister sucht nämlich ein Mädchen zur Bedienung seiner Frau, und um die Stelle möchte ich ihn bitten, und Ihr sollt da ein gut Wort für mich einlegen.“

„Das wollen wir tun. Du hast die Stelle schon“, antwortete van Dyd. Wenn wir Dich empfehlen, wird der Meister schon Ja sagen.“

Inzwischen hatte sich Eotte, so hieß das Modell, zur Sitzung bereit gemacht, und van Dyd begann zu arbeiten. Und wirklich, es hätte ihm niemand zugestanden: nach einigen Stunden war der Schaden wieder einigermaßen gut gemacht.

Draußen war die Sonne schon ziemlich tief gesunken und der Abend fast hereingebrochen. Im Atelier, das ziemlich hoch lag, hatte man das Scheiden des Lichtes noch nicht so bemerkt.

Am anderen Tage herrschte eine sehr schwüle Stimmung. Es war van Dyd und seinen Kollegen doch etwas bekommen. Sie sahen der Ankunft des Meisters mit großer Beforgnis entgegen. Rubens, der von seiner Reise ziemlich spät nach Hause gekommen war, hatte gegen seine Gewohnheit lange geschlafen und erschien erst ziemlich spät im Atelier. Er ging zuerst zu seinen Schülern, betrachtete sich ihre Arbeiten, verbesserte hier und da, dann wandte er sich nach seiner kleinen Werkstätte.

Die Schüler hielten inne mit Malen und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Plötzlich hörten sie Rubens in seinem Atelier rufen:

„Was ist denn das? Heiliger Eucas, was habe ich denn da gemacht?“

Und nun schoben sich die Teppiche auseinander, und Rubens erschien wieder im Schüleratelier.

„Kommt einmal her!“ rief er.

Langsam und langsam folgten sie dem Rufe des Meisters. „Ihr seid gestern nicht Naturstudien malen gegangen?“ wandte er sich fragend an den Meistertältesten.

„Nein, Meister!“

„Aber Ihr habt Euch in meinem Atelier herumgeprügelt?“

„Ein unglücklicher Zufall...“

„Ach, unglücklicher Zufall! Wenn mich nicht alles täuscht, steckt der Tüllkopf, der von Dyd, wieder dahinter.“

„Ja, van Dyd, van Dyd, van Dyd“, schrien alle durcheinander.

„Nun, wie ist's? Erzähle, van Dyd!“

Van Dyd erzählte den Hergang, wie er sich zugegetragen.

„Nun? Und das Ende? Wer hat hier Arm und Schulter der Ehebrecherin gemalt? Auch Du, van Dyd?“

„Ja, Meister“, kam es sehr kleinlaut heraus, und van Dyd trat einen Schritt rückwärts, als ob er sich fürchte.

Atemlos standen die anderen da. Jetzt mußte doch das Donnerwetter losbrechen. Aber nichts davon geschah. Rubens blieb ruhig. Er legte seine Palette und Pinsel aus der Hand, trat auf den mit zusammengebißenen Lippen dastehenden van Dyd zu, reichte ihm die Hand und sagte:

„Mein Sohn, wenn Du diesen Arm und diese Schulter gemalt hast, kannst Du bei mir nichts mehr lernen. Geh' nach Italien, die Werke der Alten werden Dir bessere Lehrmeister sein, als ich.“

Armes Herz.

Mein Herz, Du gleichst der Trauerweide,
Die einsam und verlassen weint
In nächtlich oder Winterhaide,
Die nie ein Sonnenstrahl bescheint.

Kein Vöglein singt in Deinen Zweigen,
Die ewig düster, bang und schwer,
Wehmütig sich herniederneigen
In meiner Tränen stilles Meer.

Kein neuer Frühling kann verjüngen
Die rasch verwelkte Jugendkraft,
Kein Zauber kann die Macht bezwingen,
Die Deine Jugendkraft erschafft.

Drum, krankes Herz, hör' auf zu klagen
Und dulde mutig Deine Qual,
Stumm mußst Du Dein Geheimnis tragen,
Das Ruhe Dir und Frieden haßt.

Rhein.-Westf. Handels-Lehr-Anstalt

Wiesbaden, Rheinstraße 103.



Gründliche Ausbildung für den kaufmännischen Beruf (Damen und Herren). 3-, 4-, 6- und 12-Monats-Kurse. Einzelunterricht auf Wunsch.

Prospekte gratis und franko.

Justitia „Anlasso Ankaufstei. Epr.: Eingeleben dubiofer auch verführter od. ausgelegter Forderungen“
Wiesbaden 3 Telefon 3150. Prospekt gratis. 103



Für jedes Haus

empfiehlt sich die Anschaffung einer

Dampf-Waldmaschine

System „Krauss“.

Sie vereinigt

Waschdämpfer, Waschkessel

und Waschmaschine

bei ca. 750/- Ersparnis.

Das Drehen kann ein Kind verrichten.

Dauerhafte solide Konstruktion.

Verlangen Sie Broschüre.

Karl Waldschmidt, Spec.-Geschäft für Oefen und

Herde, Dotzheimerstrasse 39. Tel. 2975.

Frische Fische, gute Fische!

Dieser Satz hat seine volle Berechtigung, in erhöhtem Masse jedoch, wenn es sich um

Kindernährmittel

handelt. Diese soll man nur dort kaufen, wo sie flott abgehen und man die Bürgschaft hat, immer frische Waare zu erhalten. Ich empfehle:

Sämtliche Kindermehle

Nestle, Kafeke, Muller, Theinhardt, Kaiser u. a. w.

Hafermehl, Reismehl.

Als Spezialität: führe ich schon seit Jahren

Chemisch reinen Milchzucker.

dessen Vorzüge bei der Säuglings-Ernährung nicht genug hervorgehoben werden können. — Der Kuhmilch zugesetzt, bringt er diese der Muttermilch näher, regelt ausserdem, da ganz gelinde abführend, den Stuhlgang.

Nur in Paketen!

Fritz Bernstein,

Wellritz-Drogerie, Wellritzstr. 39.

Fernsprecher 3001.

4196

Telephon 3083.

englisch spoken.

Electrische Lichtbäder

in Verbindung mit Thermalbädern mit neu eingerichteten Ruhezimmern. — Glühlicht und blaues Licht.

Gerätlich empfohlen gegen: Gicht, Rheumatismus, Zahnschmerz, Asthma, Neuralgien, Schwinden, Nervosität, Frauenleiden etc.

Eigene starke Kochbrunnen-Quelle im Hause Thermalbäder à 60 Pfg. im Abonnement billiger.

Badhaus zum goldenen Ros, Goldgasse 7. 3226 Hugo Kupke.

Von der Reise zurück.

Dr. Hans Wachenhusen.

Erklärung.

Die verleumderischen und beleidigenden Aussagen gegen den Bauunternehmer Herrn Max Hartmann, Schützenstraße 3, sind Unwahrheiten und nehme dieselben mit tiefem Bedauern zurück.

Bernhard Mayer,

Buchhalter,

Zimmermannstraße 8.



Nr. 189.

Sonntag, den 14. August 1904.

19. Jahrgang.

Freigesprochen.

Familien-Roman v. Ludw. Bücher.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Er mochte in der Mitte der Fünziger stehen und war von untersehter, mittelgroßer Statur. Aus seinen Zügen und den offenen, klaren Augen sprach ein tiefer Ernst, und der Klang der Sprache verrieth ein warmes Gemüth. Die frische Sonnenbräune seiner Gesichtsfarbe und der ungezwungene, tadellose Sitz auf seinem lebhaften Grauschimmel bewiesen, daß er einer widerstandsfähigen Gesundheit und Müthigkeit sich erfreute.

„Wie geht es Ihnen, lieber Berger?“ fragte er plötzlich, indem er seine Feldmütze abnahm und sich die Stirne wischte.

„Wie immer, Herr General; nicht besser und nicht schlechter“, erwiderte Berger.

„Es ist sonderbar — ich mußte in der letzten Zeit so oft an Sie und um an Ihr Schicksal denken, wie nie zuvor. Die prächtigen Kinder, die Sie haben. Leutnant Hartfeld hat heute in Bazeilles das eiserne Kreuz verdient. Ich werde dafür sorgen, daß er diese Auszeichnung erhält. Und Sie wollen Ihren Kindern beständig fremd gegenüberstehen? Das ist ein ganz unnatürlicher Zustand.“

„Herr General dürfen versichert sein, daß ich diesen Zustand schwer genug empfinde.“

„Ueber die alte Geschichte ist längst Gras gewachsen. Ich meine, Sie sollten sich Ihrer Familie endlich einmal entdeden. Die Strafe wegen Föhrung eines falschen Namens, die nichts Entehrendes an sich hätte, könnten Sie auf dem Gnadenwege vorbeugen. Ich stehe zu einer hochgestellten Persönlichkeit in freundschaftlichen Beziehungen und bin von Herzen gerne bereit, Ihnen den Weg zu ebnen. Unser jugendlicher König ist ja überaus hochherzig und edelgesinnt und wird Sie gewiß nicht fallen lassen.“

„Herr General sind zu gütig; allein diesen Schritt könnte ich nur thun, wenn meine Unschuld an den Tag käme. Der Glanz des Vorrathes nimmt keine Macht der Welt von mir.“

„Sie sehen die Sache entschieden schwärzer als sie ist. Ueberlegen Sie sich meinen Vorschlag, Berger“, sprach der General, indem er dem Major die Hand reichte.

Berger ging dem Lagerplatz des Bataillons zu. Es begann dunkel zu werden. Ueber der Wasserfläche der Maastromung wogten phantastische Nebelgebilde und von den Höhen hinter Bazeilles und Vaux leuchteten, winzigen Fünkchen gleich, die Bivakfeuer des Feindes herüber.

Die Gruppen der mit dem Wlochen befhäftigten Leute durchsireitend, gewahrte Berger den Leutnant Hartfeld, der anscheinend jemanden suchte. Er hatte den Helm mit der Feldmütze vertauscht und trug den Arm in der Schlinge. Berger rief ihn an.

„Wie geht es Ihnen, Hartfeld?“ fragte er den Verwundeten mit auffallender Besorgniß.

„Danke, gut Herr Major“, erwiderte dieser; „es hätte schlimmer ausfallen können. Der Arzt glaubt, daß ich in vierzehn Tagen wieder hergestellt bin!“

„Nun, das freut mich sehr. War es also nur ein Streifschuß, den Sie in Bazeilles erhielten?“

„Ja; aber ein ziemlich tiefer. Der Schuß ging scharf am Knochen vorbei. Geblutet habe ich sehr stark.“

„Schonen Sie sich nur, Hartfeld! Sie sollten sich ins Bett legen.“

„Der Verbandplatz ist unter freiem Himmel, Herr Major. Augenblicklich wird ein Haus in Remilly zur Unterbringung der Verwundeten eingerichtet. Ich war eben auf der Suche nach dem Herrn Major“, fuhr Hartfeld nach kurzem Zögern weiter. „Wir haben heute ein kleines Bivak-Souper. Darf ich mir gestatten, den Herrn Major zu einer Flasche Wein einzuladen?“

„Sie sind sehr liebenswürdig. Haben Sie in Remilly eine Quelle entdeckt?“

„Nein, Herr Major. Ich habe von zu Hause eine Sendung erhalten. Die Kiste war drei Wochen unterwegs. Leutnant Schütz hat sie von Clermont mitgebracht; aber ihr Inhalt ist todeslos angekommen. Es sind zwölf Flaschen Wein, verschiedene Hartwürste und ein großer Vorrath an Cigarren und Tabak vorhanden.“

„Den Wein und die Würste könnten Sie jetzt recht gut zu Ihrer eigenen Stärkung und Kräftigung brauchen, lieber Freund.“

„Daran bin ich nicht besorgt. Es wäre mir eine große Ehre, wenn Herr Major meine Einladung annähme. Herr Hauptmann Schwarzwild, Schütz und noch einige Kameraden sind bereits versammelt. Unser Bivak ist gleich da oben.“

„Wenn Sie denn nicht anders wollen, Hartfeld, — einen Trunk Wein schlage ich nicht ab“, sagte Berger. „Ich würde Sie heute in Remilly besucht haben“, fuhr er fort, während sie dem Bivak zustritten; „einmal, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, und dann wegen Ihres unglücklichen Vaters.“

„Herr Major kommen mir in letztem Punkte zuvor. Ich habe seit dem Ausmarsche nach einer Gelegenheit gesucht, den Herrn Major hietwegen zu sprechen. Meine Angehörigen warten mit größter Ungeduld auf eine davon bezügliche Nachricht.“

„Theilen Sie Ihrer Frau Mutter gelegentlich mit, daß ich alles auf Ihren Vater Bezügliche schriftlich niedergelegt habe. Ich trage den Brief in der Brusttasche hier und bitte Sie, denselben Ihrer Frau Mutter zuzustellen, wenn ich fallen sollte.“

„Herr Major, das letztere kann ich nicht glauben, nicht fassen!“ rief Hartfeld, indem er mit ängstlicher Besorgniß die Hand seines Vorgesetzten ergriff. „Vielleicht sind Herr Major in der Lage, mir über einen Punkt Aufklärung zu geben, der mir am meisten Kopfzerbrechen macht“, fuhr er dann nach einer kurzen Pause weiter: „Warum hat sich mein Vater das Leben genommen, wenn er unschuldig war?“

„Diese Frage kann ich nicht beantworten, lieber Freund. Auch die Unschuld Ihres Vaters zu beweisen ist mir nicht möglich; aber ich gebe Ihnen mein Wort, er war unschuldig!“

„Wie ist es denn möglich, daß ihn meine Mutter, mein Großvater für schuldig halten konnten, — ihn heute noch für schuldig halten?“

„Dieser Umstand darf Ihrer Kindestliebe keinen Eintrag thun. Es war das Schicksal Ihres Vaters, dem er nicht entinnen konnte.“

„Warum sind der Herr Major nicht für den Unglücklichen eingetreten, als er noch lebte?“

„Nur ein Vorurtheil gegenüber war ich vollkommen machtlos und bin es heute noch.“

„Nachdem Herr Major von der Unschuld des Verstorbenen überzeugt sind, zweifle ich nicht mehr, daß er thatsächlich unschuldig war. Herr Major verhalten sich aber in der Hauptsache reservirt und das tragische Ende meines Vaters bleibt nach wie vor ein Räthsel für uns.“

„Der Brief, den ich bei mir trage, wird das Räthsel lösen.“

„Es wäre unendlich traurig, wenn es auf diese Weise gelöst werden sollte“, erwiderte Hartfeld gedrückt.

„Der Soldat muß im Felde in Bezug auf sein Leben mit Togen und Stunden rechnen, lieber Freund. Auch ich hoffe auf eine glückliche Lösung.“

Sie waren inzwischen beim Hügel angelangt. Die um das Feuer gelagerten Offiziere erhoben sich beim Anblicke des Majors und gingen ihm ein paar Schritte entgegen. Berger drückte dem Hauptmann Schwarzwild die Hand und bat die Herren, ihre Plätze wieder einnehmen zu wollen. Schütz reichte dem Major einen mit Wein gefüllten Becher.

„Auf Ihr und Ihrer lieben Angehörigen Wohl!“ sprach Berger herzlich, indem er mit Hartfeld anstieß.

Man besprach dann die am Nachmittags statigehabten kleinen Gesichte, insbesondere die Wagnahme des Bahnhofes von Bageilles und erging sich in Vermuthungen über die Bewegungen und Absichten des Gegners. Bald jedoch stockte die Unterhaltung. Die meisten der Herren fühlten sich stark ermüdet und sprachen dem Weine nur mähig zu, und selbst die geliebte, mitunter lang entbehrt Cigarre versagte bei manchem ihre anregende Wirkung. Einer nach dem andern breitete seinen Mantel auf dem rauhen Aderfelle aus oder benützte ihn als Kopfkissen, und bald herrschte Ruhe um das verglimmende Lagerfeuer.

Auch Berger, der auf der Erde saß, und mit dem Rücken an einem Grenzstein lehnte, schien zu schlafen.

„Schmerzt Dich Dein Arm nicht, Georg?“ fragte Schütz seinen Freund Hartfeld, der sich an seiner Seite niedergelassen hatte.

„Er schmerzt mich wohl; aber es ist zum Aushalten. Ich meine. Du solltest auch schlafen, Karl. Ich fühle noch kein Bedürfnis dazu, und außerdem werde ich in der nächsten Zeit eine Reihe langweiliger Nachträge haben.“

„Ich habe ebenfalls kein Schlafbedürfnis“, erwiderte Schütz, indem er seine Cigarre an eine glimmende Kohle hielt.

„Lieber Hartfeld“, ließ sich plötzlich Schwarzwild vernehmen, der dünne Scheiben von einer Hartkornst schnitt und ansaugte, „Sie sind heute zum zweitenmal der liebenswürdige Festgeber; aber unter ganz anderen Umständen, als bei Ihrer Einweihung im österreichischen Zimmer der Innsbruckerbrauerei. Wenn dem Geschick gefällt, sind wir in aller Welt morgen zerstreut, hat der Rittmeister Ferraud damals gesungen. Es soll mich freuen, Hartfeld, wenn ich mich recht bald mit einem solennen, ausgebeuteten Frühchoppen bei der Felsenkiesel in Passau rewanckiren kann.“

„Auf diesen Frühchoppen will ich mich auch freuen, Herr Hauptmann“, erwiderte Hartfeld.

„O, daß Sie von so ferner, ferner Zeit und nicht von morgen, und nicht von heute sprachen“, sagte Schütz elegisch.

„Wallensteinäcker!“ erwiderte Schwarzwild lächelnd.

„Im übrigen war dieser Stoffscheiter des alten Duestenberg gut angebracht und zeitgemäß.“

Vom nahen Lagerplatz des Jägerbataillons drang in diesem Augenblicke Gesang herüber. Es war eine ansprechende, innige Volksweise, die da in die Nacht hinaustönte, und mit Interesse lauschten die Offiziere dem Text des alten vergessenen Liedes:

„Dein gebest ich, bin ich erwacht,

Du bist mein Stern in dunkler Nacht;

Im blauen Himmel seh ich dein Bild,

Im Sternenschein strahlst du mir mild.

Doch muß ich scheiden, fort von hier

Und darf nicht bleiben stets bei dir;

O selige Stunde, verlorenes Glück,

Wann kehrtst du wieder zu mir zurück.“

„Was mein Komulus, der Michel, für eine hübsche zweite Stimme singt“, sagte Schütz.

„Der die erste Stimme gesungen hat, war der Jäger Ritter von meiner Kampagne“, erwiderte Hartfeld.

„Den kenne ich schon, den Mundharmonikant“, versetzte Schütz. „Er ist im ganzen Bataillon unter dem Namen Schneiderschupp bekannt.“

Auf Schwarzwild schien das einfache Volkslied einen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Gestritten hat er lange schweigend da, und die beiden Freunde glaubten, er sei eingeschlafen. Plötzlich kam er leise, wie traumverloren vor sich hin:

„O selige Stunde, verlorenes Glück,

Wann kehrtst du wieder zu mir zurück.“

„Das war ein hübsches Lied, Herr Hauptmann“, sagte Schütz. „Ich habe es noch nie gehört, obwohl ich auf dem Lande aufgewachsen bin.“

„Nicht hat das Lied gewaltig gepackt, meine Herren“, erwiderte Schwarzwild mit merklich angegriffener Stimme. „Seit dreißig Jahren habe ich die liebe Weise nicht mehr gehört. Es war das Lieblingslied eines Mädchens, das ich von Kindheit auf kannte und liebte, und das ich schmerzlich vermisste, so lange ich lebe.“

„Haben Herr Hauptmann Ihre Braut durch den Tod verloren?“ fragte Schütz theilnehmend.

„Wir waren nie verlobt und haben niemals vom Heirathen gesprochen, und geküßt habe ich mein Lieb zum erstenmal, als sein Herz nicht mehr schlug und seine Lippen erkaltet waren.“

„Das war eine ungewöhnliche, ideale Liebe“, bemerkte Schütz gerührt.

„Ungewöhnlich war auch das Mädchen, das ich liebte“, fuhr Schwarzwild fort. „Wenn die Herren nicht den Schlaf vorgehen sollten, will ich Ihnen kurz meinen Jugendtraum erzählen.“

Schwarzwild that einen mächtigen Zug aus seinem Becher und begann: Meine Mutter kannte ich nicht mehr und im Alter von sieben Jahren habe ich meinen Vater, der Kriegsimbalde war und als solcher einen mageren Dorfschullehrerposten erhalten hatte, zur letzten Ruhe begleitet. Nach dem Tode des Vaters zog ich mit seiner alten Haushälterin ins Armenhaus. Was ich heute bin, verdanke ich dem Pfarrer meines Heimatdorfes, einem edlen Manne von seltener Herzengüte. Im Alter von acht Jahren kam ich zu einem Bauern als Kuhhirte, und bei dieser beschaulichen Beschäftigung leistete mir meine kleine Nachbarin, das Sängerröde, die im gleichen Alter mit mir stand, täglich Gesellschaft. Sie war das Kind fahrender Leute, des Aelteren von zwei Brüdern, die in den vierziger und fünfziger Jahren unter der Kunstfirma „Die weißen Sänger“ im Lande umherzogen. Sie besaßen im Dorfe ein kleines Häuschen, das eine Verwandte von ihnen betriebschaftete. Rosa, die ebenfalls ihre Mutter sehr früh verloren hatte, war ein seltsames Kind. Ich sehe die Kleine mit ihrem bleichen Gesichte, den ungehörigen, tief-schwarzen Haaren und den großen fragenden Märgen noch lebhaft vor mir, wie sie stundenlang an meiner Seite saß und die Flöte blies, die ihr später einen Künstler Ruf verschaffte. Sie hatte eine geheimnißvolle Gabe, von der außer mir lange niemand wußte. Wenn zum Beispiel die Kühe auf einer großen Wiese meines Dienstherrn weideten und so gesammelt waren, daß wir innerhalb einer bemessenen Frist nicht zu befürchten brauchten, daß sie sich zerstreuten und auf ein fremdes Grundstück überliefen, so geschah es zuweilen, daß wir uns in den hohen Wald begaben und dort Eshorn oder Beeren suchten. Wäiten im Walde nun, von dichtem Unterholz eingeschlossen, sagte Rosa plötzlich: „Wir müssen geschwind 'naus und die scheißige Fiefl' r'ück treiben; sie ist im Krautader vom Wirth und der Höfelbauer schaukt von der Straß' aus ja.“

Am nächsten Morgen angelangt, fanden wir dann die Situation genau so, wie die Rosa sie geschildert hatte, und der Höfelbauer schimpfte von der weiter entlegenen Straße zu uns herüber. Ein andermal wieder sah sie aus einem bestimmten Hause eine Leiche herausragen. Sie bezeichnete alle Leute, die dem Todten das letzte Geleit gaben und diesen selbst, beschrieb die Kleidung der einzelnen und die Stelle im Dorfsriedhof, an der das Grab aufgeworfen wurde, und sah sich selbst und mich im Zuge. Nach einiger Zeit starb thatsächlich jemand in dem betreffenden Hause, und die Bestattung der Leiche erfolgte genau in der von dem Mädchen geschilderten Weise. Mehrere Jahre später las ich in der „Allstritten Welt“ einen von Wirth verfaßten wissenschaftlichen Artikel über das zweite Gesicht, und da erst kam ich zu der Erkenntnis, daß Rosa diese räthselhafte Gabe besaß.

Die Herren werden dieser wunderbaren Erscheinung bereits in Romanen von Walter Scott begegnet sein, der das zweite Gesicht mehrfach in die Begebenheiten der Fabel eingreifen läßt. Nach dem erwähnten Artikel kommt letzteres häufig in Hochschottland und den benachbarten Inseln des britischen Nordens vor; man findet es aber auch vereinzelt in vielen anderen Ländern, namentlich in Dänemark, Schleswig, Deutschland und in der Schweiz. Die Personen, denen diese Gabe verliehen ist, werden allgemein Seher genannt. Sie finden sich in allen Berufsarten und Lebensstellungen, auch macht der Grad der Bildung keinen Unterschied. Am häufigsten jedoch sind Landleute,

Zöger und Hirten mit dieser geheimnisvollen Fähigkeit begabt. Dem Seher erscheint plötzlich im Wachen, mitten in seiner Alltagsbeschäftigung, das Bild eines Ereignisses, das in kürzerer oder längerer Zeit genau so eintritt, wie er es erschaut hat. Geographische und klimatische Einflüsse mögen wesentlich auf das Hervortreten dieser phänomenalen Erscheinung einwirken. Man lese nur die erhobenen Schilderungen Walter Scott's von den schottischen Hochlanden, schreibt Wirth beiläufig; man stelle sich diese willkürlich und doch so schauerlich öden Gebirgszüge mit ihren weiten Hochflächen und ihren eng eingeschlossenen, düstern und melancholischen Seen vor, man bedenke die eigenthümliche, entbehrungsvolle Lebensweise ihrer Bewohner, ihr leicht erregbares und dabei wieder schwermüthiges Temperament, und man wird es begreiflich finden, daß unter solchen Einflüssen das innere Leben sich mächtiger entwickelt und geheimnisvolle Kräfte der Seele hervortreten müssen, die unter anderen Umständen im Hintergrunde derselben schlummern. Wirth kommt zu dem Schlusse, daß nur der schroffste Materialismus zu leugnen wagen kann, daß unser Leib die Wohnstätte einer unsterblichen selbstbewußten Seele ist. Wir erkennen ihr Walten in den seelischen Funktionen, die Psychologie sucht die Gesetze derselben zu erforschen. Das Leibliche und Seelische stehen im innigsten Einklang und in der innigsten Wechselwirkung zu einander. Im selbstbewußten Wachen sind für gewöhnlich sämtliche Thätigkeiten der Seele an die leibliche Vermittlung gebunden, darum ist es auch eine schwere Aufgabe, sie zu befreien und zu ergründen.

Doch vergehen die Herren, wenn ich etwas weit von meinem Thema abgewichen bin. Ich habe diese Exkursion für nothwendig erachtet, weil man in unserem materiellen Zeitalter gern geneigt ist, alles Unerklärliche, und zu diesem zählt auch das zweite Gesicht in die Mumpellammer des Aberglaubens zu werfen. — Herr Major sind auch noch was?

„Ich habe keinen Schlaf“, entwiderte Berger, und Ihre Erlebnisse sind so interessant, daß ich bebauern würde, wenn ich eingeschlafen wäre. Bitte, erzählen Sie weiter, Herr Hauptmann.“

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Erntefest und Erntekranz.

Von M. Berlin.

Ganz unabhängig von dem kirchlichen Ernte-Dankfest, welches für den ersten Sonntag des October anberaumt ist, finden wir die Erntefeste. Ihre Tage und die Art ihrer Feier sind in das Belieben der einzelnen Gemeinden und der einzelnen Grundbesitzer gestellt. Im Allgemeinen werden sie nach alter Weise als eine Erinnerung vergangener Zeit meist nur auf großen Gütern und in größeren Gemeinden begangen.

Fest an sich wurzelt im Heidenthum und heutzutage noch, nach so vielen hundert Jahren sehen wir in den oft sehr entstellten Bräuchen die Fäden, die bis in jene fast sagenhafte Vorzeit reichen. Die Gebräuche stellten sich ursprünglich als die Dankopfer dar, welche die Menschen für die gewonnene Ernte den Göttern darbrachten. Daran schloß sich der Gedanke, den Leuten, die im Schweiß ihres Angesichts die Ernte besaßen, einen frohen und vergnügten Tag zu machen. Damit kam später der profane Charakter des Erntefestes immer stärker zum Ausdruck, so, daß die kirchliche Feier, im Gegensatz zu anderen Festen, keine Verbindung mehr damit hat. Die Erntepfester aller Zeit lehren noch gut im Volksbrauch wieder, etwas verschiedenes gestaltet in den verschiedenen Gegenden, aber doch in einzelnen übereinstimmenden Punkten den gleichen Ursprung deutlich vernehmend. Schon während der ganzen, viele Wochen dauernden Ernte-Arbeit finden wir diese Opfer, sei's, daß, wie in Mecklenburg, ein Büschel Aehren am Rande des Feldes stehen bleibt für Waul (Wotan) sei's, daß von der letzten Roggengarbe eine Gestalt geformt und dieser „Alte“, in dem die Schnitter den „Vorngeist“ fingen und unschädlich machten, in's Haus gebracht wird. Dieser „Alte“, welcher mit einem Fest gefeiert wird ist besonders in Hinterpommern, vereinzelt auch in dem angrenzenden Westpreußen üblich. Auch in Posen soll, zu Lebzeiten des großen Kanzlers, das Bringen des Alten ein feststehendes Ereigniß gewesen sein.

Am den Lippschen Länbern tanzten noch bis zum vorigen Jahrhundert die Schnitter um die letzten, stehen bleibenden Aehren und sangen ein uraltes Lied aus:

Woll — Woll — Woll —
Himmelskriese weiß was geschieht —
Nimmer er nieder vom Himmel sieht —

Wolle selige und Sungen*)
Auf dem Holze wächst mancherlei —
Er ist nicht geboren und wird nicht alt
Woll — Woll — Woll — —

Dann giehn sie von ihrem Bier und ihrer Milch auf's Feld, die Schnitterinnen streuen Brotkrumen dazu — alles Reste des Opferkultus, welcher die unsichtbaren Mächte theil nehmen ließ an den Gaben, die sie gesendet. Ebenfalls ist die Erntekrone, welche nach beendeter Ernte in's Haus gebracht und der Herrschaft zum Geschenk gemacht wird, nichts anderes, als eine Erinnerung an das alte Erntepfer. Opfer wurden lebhaftlich geschmeckt. Deshalb muß auch die Erntekrone, in der wir Theile aller geernteten Feldfrüchte finden, mit Haushald und buntem Papier schön ausgestaltet sein. Meist wird sie unter Musik und von allen Leuten in feierlichem Zuge auf den Gutshof gebracht, mit einem Gedicht überreicht und bekommt den Ehrenplatz auf der Diele oder dem Fluß des Hauses, wo sie bis zum nächsten Erntefest hängen bleibt.

An diesem uralten Gebrauch, der noch die vertrocknete und unansehnliche Erntekrone ihren Platz behaupten läßt, sieht man wieder deutlich ihre wichtige Rolle, die sie zu spielen berufen ist.

Ein fernerer Beweis, daß man es in der Erntekrone mit einem uralten heidnisch-germanischen Brauch zu thun hat, ist das Lied, welches bei der Ueberreichung gesprochen wird. In Nord und Süd, Ost und West vielfach verändert und entstellt, finden sich dennoch so viel Uebereinstimmungen, daß ein Ursprung unverkennbar ist, z. B.

„Dieser Kranz ist nicht von Distel und Dorn,
Sondern von reinem gewachsenen Korn.“

oder:

„Wir bringen der Herrschaft den Erntekranz,
Der ist nicht halb, sondern der ist ganz.“

Ebenfalls Uebereinstimmung in der Beschreibung der Erntearbeit und des angewendeten Fleißes:

„Wir haben gebunden in heißen Stunden —
Wir haben gebunden, daß der Stroh so staubt —“

und:

„Wir haben gebunden — durch Thal und Gründen —
Wir haben uns nicht's verbrießen lassen,
Wir haben auch nicht viel liegen lassen.“

Nach eine kleine Auspielung auf die Einnahmen des Herrn lassen sich die Leute nicht entgehen:

„Wir haben gebunden in Scheffel und Faß —
So manchen mannig duzend Thaler in den Herrn sien Laß.“

oder:

„So manches Ahr (Aehre) — So manches Jahr —
So manche Miße — So manche 100 000 Thaler in des Herrn Geld!“

Und daran schließt sich natürlich der Hinweis, daß die fleißigen Erntearbeiter auch etwas davon haben wollen und zwar die Feier des Festes. Die Anforderungen sind bescheiden:

„... Eins hab' ich vergessen —
Was wir woll'n diesen Abend essen —
Gebrat'ne Fische — keine Forellen —
Dazu kommen Jungfrauen und Junggefallen —
Und noch dabei 'ne Weiße Tabak
Dann haben unsre Mannsheute auch etwas,
Ferner auch Bier und Brannwein
Dabei woll'n wir recht lustig sein.
Dann haben wir noch auszubitten —
Daß wir die Musikanten nicht waghiden —
Damit wir uns recht lustig machen
Und können auch ein Tänzchen machen ...“

Ein rührender Zug deutscher Anhänglichkeit und deutschen Gemüths liegt in den Wünschen, mit denen das Erntelied sich zuletzt an die Herrschaft und ihre Gäste, sowie die Hausbewohner wendet.

Materialismus und Idealismus gehen in diesen Versen, die mündlich von Geschlecht zu Geschlecht erben, Hand in Hand. Denn dafür, daß der Gutsherr den Leuten ein Fest gibt, soll er ja nicht leer ausgehen.

„Wir wünschen der Herrschaft 'nen goldenen Tisch
Am jeder Ende 'nen gebratenen Fisch
Und mitten darauf 'ne Kanne Wein
Dabei soll die Herrschaft recht lustig sein
Und dann will ich wünschen —
Daß die Pferde gut gehen
Und die Schweine gedeihn
Und die Kinder reich frein — — —“

*) Sungen sind Aehrenbüschel, keine volle Garbe.

Woher auch die einzelnen Persönlichkeiten kommen in Betracht, so wünscht das Pöbel in seinen Variationen z. B. den un-
bertheilbarsten Gutsheeren:

„Dem jungen Herrn ein neues Kleid
Und über's Jahr ein junges Weib.“
Der neuvermählten oder kinderlosen Gutsfrau:
„Der gnädigen Frau 'ne goldige Kron
Auf's andre Jahr 'nen jungen Sohn.“
Den anwesenden älteren Herren und Damen:
„'nen Stuhl mit goldenen Spitzen,
Darauf soll'n sie im Himmel sitzen.“
Den jungen, etwa als Gäste anwesenden Herren:
„— — — 'nen goldenen Gut
Auf's andre Jahr ein eignes Gut.“ —
Und den jungen Damen:
„— — — 'nen goldenen Kamm
Auf's andre Jahr einen Bräutigam.“

Selbst die andern Hausgenossen sind nicht vergessen:

„— — — — — der Moosfell 'ne kupperne Kann'
Auf's nächste Jahr 'nen Gärtner zum Mann
— — — dem Stubenmädchen 'nen silbernen Besen
Mit dem sie thut alle Ecken fein fegen.

Mit diesem tiefsinnigen Spruch sind reichliche Trinkgelber gemeint.

Wo das Erntefest sehr ausgiebig gesprochen wird, gipfelt es in dem Wunsch für alle Anwesenden.

„endlich allen zusammen 'nen goldenen Wagen —
Drin sie können in den Himmel fahren —
Mit sechs weißen Schimmel davor —

So mögen Sie eingiehn in den himmlischen Chor —“

Also bis an's Lebensende, das als Himmelfahrt im goldenen Wagen so poetisch wie möglich gemalt wird, geleitet der Spruch der Erntekrone.

Aus all' diesen, bei flüchtiger Betrachtung anscheinend sinnlosen Versen sieht der aufmerksame Beobachter nichts anderes, als die uralte Sitte: „Dank und Bitte.“

Es gibt zahlreiche Gegenden, wo das Erntefest noch in dieser Art gefeiert wird, wo es weder die Herrschaft, noch die Leute wissen möchten, wo der alte Erntespruch getreulich von Urahn, Großmutter und Mutter auf die junge Generation vererbt wird. Schon durch dieses mündliche Ueberliefern durch unzählige Generationen ist selbstverständlich der Sinn oft entstellt worden, in der Hauptsache aber bleibt er derselbe.

Die Bewirtung der Leute (außer der Vertheilung von Kaffee, Kuchen, Bier und Brantwein) ist vielfach abgestellt worden. Früher — und wo sie üblich ist, noch heut gehören Hammelbraten, bider Reis oder Hirse und Backobst dazu, als Getränk vorzügliches Bier, wodurch sich oft der Name Erntebier eingeführt hat. Der Hammelbraten deutet ebenfalls auf das alte Erntepfer hin.

Ein Hammel oder Widder war in alter Zeit das Sinnbild des Vegetationsgeistes, der den Acker befruchtete, oder des Korn-
dämons.

Man schlachtete und verpeiste ihn zu Ehren jener Korngeister, um sich auch für die fernere Zeit seines günstigen Einflusses zu versichern. Es waren dies eben Herbstopfer in Bezug auf das künftige Jahr, wie die Frühlingsopfer um den Herbst-
seggen baten. So haben Reis und Hirse, wo sie als Festspeise im Volksbrauch üblich sind, immer die Deutung des Geldes in ihrer kleinbörnigen Beschaffenheit, sollen Segen und Glück bringen.

Wo wir immer im deutschen Landhause eine Erntekrone sehen, ist sie uns das Zeichen, daß man dort an allen gemüth-
vollen Sitten festhält.

Künstlerische Photographie. **Karl Schipper,** 2416
31 Rheinstr. 31. Tel. 2763.

Hamburger Zigarren-Haus,
Wiesbaden, Wellstrichstraße 21,
Mainz, Schillerstraße 46.

Empfehle meine Spezialitäten in nur **Hamburger Zigarren** aus **garantirt rein überseeischen, reifen Tabaken.**

Bei Abnahme von 500 Stück Fabrikpreise.

Durch langjährige Thätigkeit in der Zigarren-Fabrikation, bin ich als Fachmann in der Lage, auch den **verwöhntesten Raucher** in jeder Beziehung zufrieden zu stellen. 3502

Eduard Schäfer.

Aufgaben und Rätsel.

Diamanträtsel.

```

      a
    a a a
  a a a b b
c c c c d e e
e e e f g h i
i i i j k l m
l m m n n o o
o r r r r s
s s s t
  t u u
    u

```

Die Buchstaben der nebenstehenden Figur sollen derartig geordnet werden, daß Wörter entstehen, deren senkrechte und wagerechte Mittellinie gleichlautend ein Drama von Goglow nennen. Die erste und letzte Reihe besteht aus je einem Buchstaben. Die andern Reihen bezeichnen, aber in anderer Reihenfolge: eine Stadt in Rußland, eine Göttin, eine schriftliche Mitteilung, eine Stadt auf Ceylon, einen Schriftsteller, einen Fluß in Belgien, einen Körperteil und eine Münze.

Versteckträtsel.

In jedem der nachstehenden Sätze ist ein Wort versteckt von der angegebenen Bedeutung. Werden diese Wörter richtig geordnet, so nennen ihre Anfangsbuchstaben ein Fahrzeug.

1. Ich habe deine Briefe aus Halle erhalten. (Stadt in Hannover.)
2. Sei nicht faul mein Kind, denn dann wirst du es zu nichts bringen. (Baum.)
3. Warte, ich werde dir helfen. (Stehendes Wasser.)
4. Ich bin nicht im Stande, deinen Wünschen Rechnung zu tragen. (Ort in Tirol.)
5. Das Wandern, ach das Wandern, ist meine größte Lust. (Stadt.)
6. Ich werde seine Arbeiten überwachen, bis er tadellose Zeugnisse erhält. (Stadt in Tunis.)
7. Auf dem Schulhof entstand ein großer Lärm. (Stadt in Ungarn.)
8. Der Dumme erwirbt sich nur mit großer Mühe die für das Leben notwendigen Kenntnisse. (Geographische Bezeichnung.)
9. Er rief um Hilfe, doch seine Stimme verhallte ungehört. (Hustier)

Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Magische Ecke.

Leiter
Cimer
Jume
Fec
Er

Buchstaben-Doppelrätsel.

Feldjäger, Gerstäter, Kerkelo, Lateran, Randazzo, Zofingen, Gengenbach, Bachstelze, Beckine, Nevada, Daniel, Elbersfeld, Feldjäger.

Kettenrätsel.

Al — Zenil
lau — Obiau
Art — Start
Ger — Enger
Gau — Pegau
Nat — Derat
das — Judas
Pau — Oppau
Rum — Murrum
der — Ceder
Bel — Obel
Ade — Trade
Ran — Meran

Joseph Joachim.

Rebus.
Der Vertreter schäft nicht.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

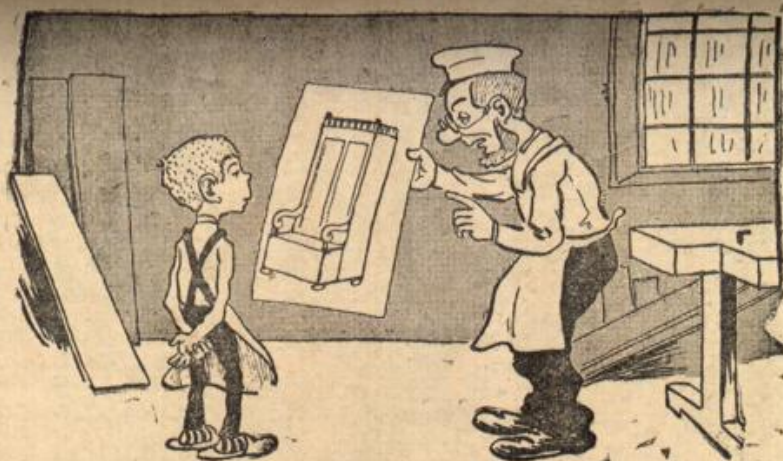
~ ~ ~ Merkwürdiger Geschäftskniff. ~ ~ ~



— „Wie konnte sich denn nur der Wirt dieses Hotels eine so auffallend häßliche Frau nehmen? Er ist doch ein ganz schmucker Mann.“

— „Nun, jedenfalls aus praktischen Gründen! Wenn man nämlich die Wirtin blos ansieht, so ist man schon satt!“





Das verunglückte Gefellenstück

oder:

Der sezessionistische Schrank.

Gefelle soll der Lehrling werden,
Es ist sein größter Wunsch auf Erden,
Bisher ward er sehr oft verhauen,
Jetzt soll ein schönes Stück er bauen.
Der Alte bringt dann auch zu Stell'
Für Fritz ein schönes Schrankmodell.

Nachdem das Ding er sich besehen,
Sieht man ihn an die Arbeit gehen.
Geleimt wird nun und auch gehämmert
Von früh, bis es des Abends dämmert.

Ehelicher Zwist.

Frau: „Nicht mehr auszukommen ist es mit Dir, ich möchte aus der Haut fahren!“

Mann: „Das tu' nur, denn sie ist schon runzelig genug.“

Kindliche Befürchtung.

Der kleine Billy: „Du, Papa, was ist denn das da für'n Ding?“

Vater: „Das ist das Modell zu einer ganz neuen Dreschmaschine. Die ist für die landwirtschaftliche Hochschule in Jena bestimmt!“

Billy: „Ei weih! Kriegen die Studenten da denn auch noch Dresche?“

Erklärt.

General (zur Schildwache, einem jungen Rekruten): „Weißt Du denn auch, zu welchem Zwecke Du hier stehst, mein Sohn?“

Rekrut: „Jawohl, wenn der Herr General um die Ecke kommt, soll ich ans Küchenfenster klopfen, damit die Köchin die Kartoffeln aufsetzen kann.“

Aus der Kinderstube.

Vater: „Warum schlägt Ihr denn Karlchen?“

— „Weil er nicht mitspielen will.“

— „Muß er denn unbedingt dabei sein?“

— „Gewiß; wir spielen Tunnel, und da wollen wir durch seine krummen Beine kriechen!“

Viel verlangt.

Kunde: „Hören Sie mal, ich möchte Sie bitten, mir den Anzug umzutauschen; meiner Frau gefällt er nicht.“

Trödler: „Wie heißt? Den Anzug wollen Sie umtauschen, das ist der schäinste, den ich je hab' gehabt! Geh'n Sie nach Haus und tauschen Sie um Ihre Frau!“

Bei sinkendem Ruhm.

Freund: „Was sind denn das für kleine Schächtelchen, die Du da überall herumzustehen hast?“

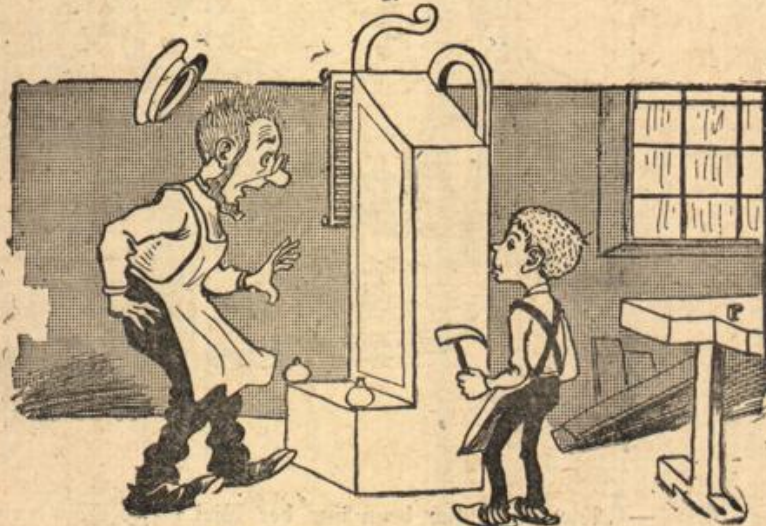
Sänger (trübselig): „Teure Andenken! Lauter Locken von meinem eig'nen teuren Haupte, welche meine Verehrerinnen mir früher mal abgeschnitten haben. Jetzt, wo ich einen kahlen Schädel bekomme, schicken sie sie mir alle wieder zurück.“

2.

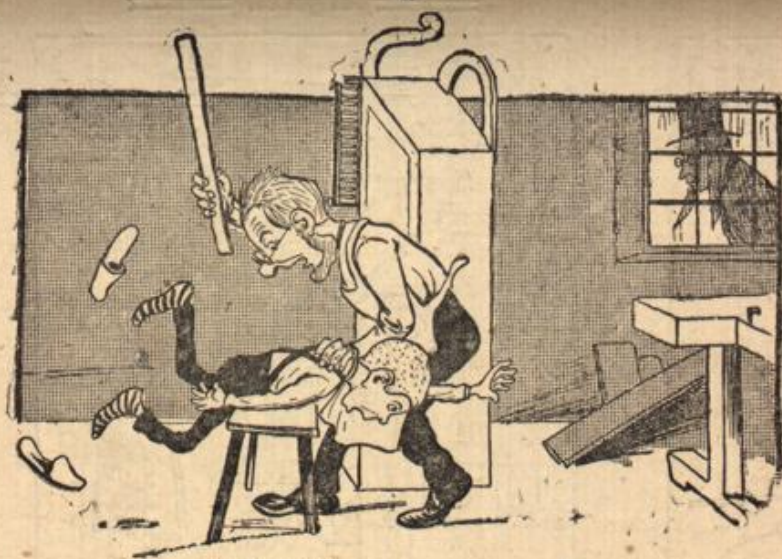


Zusammen fügt er Stück für Stück.
Fritz wird es sein zu Deinem Glück?

3.



Der Meister kommt zur Werkstatt rein,
Der Schrank soll ja bald fertig sein.
O weh, der Fritz hat sich verseh'n,
Wie wird's dem armen Bengel geh'n?
Des Meisters Haare sträuben sich,
Er schreit ihn an ganz fürchterlich.



Im Examen.

Professor: „Sagen Sie mir, Herr Kandidat, welche Pflanze enthält das meiste Eiweiß?“
Kandidat: „Spinat mit Eiern!“

Lakonisch.

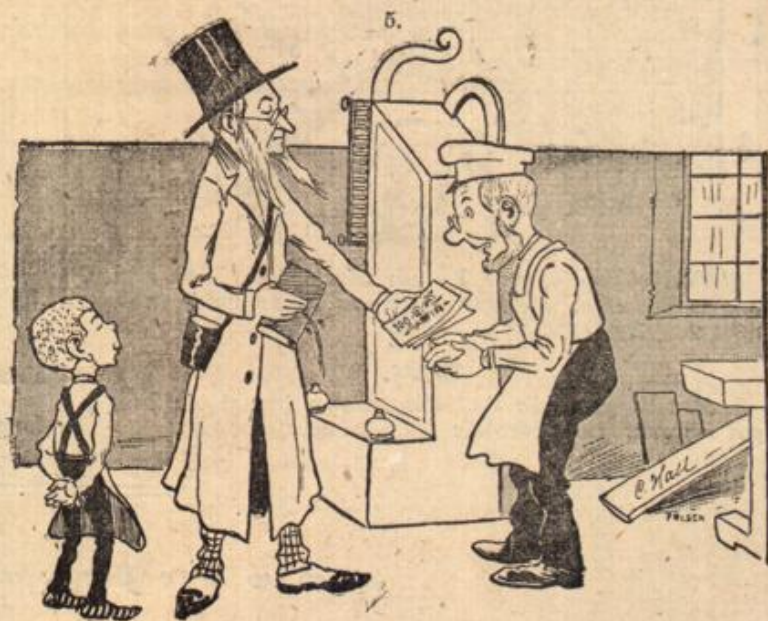
Jungverheiratete Frau (stolz): „Und dann pflegt mir mein Mann immer des Abends etwas vorzusingen!“

Ältere verheiratete Frau: „Das tut mein Teekessel auch.“

Gut gegeben.

Baurat: „Ja, ja, Herr Schulinspektor. Jetzt sind wir beide alte Leute. Früher waren wir in Amt und Würden, und jetzt beide emeritiert.“

Schulinspektor: „Stimmt, mein lieber Baurat. Zwischen uns ist aber doch ein kleiner Unterschied. Sie sind emeritiert, weil Ihnen alles einfällt, ich dagegen, weil mir nichts mehr einfällt.“



Das Eine oder das Andere.

Rechtsanwalt: „Da Sie dem Schuttmann gesagt haben, was Sie ihm anbieten dürften, so werden Sie allerdings bestraft werden.“

Angeschuldigter: „Herr Doktor, wie komm' ich billiger weg, wenn ich sage, ich meinte Geld oder, ich meinte Prügel?“

Ein Philosoph.

Strolch (der ins Gefängnis abgeführt wird): „Da hat ja wohl so'n großer Gelehrter behauptet, daß wir Menschen ursprünglich aus 'ne Zelle herkommen? — Nu wundert mir det doch nich, det man da schließlich wieder rinn muß!“

Vom Kasernenhof.

Unteroffizier: „Und das sage ich Euch, Leute, entweder seid Ihr konsequent oder inkonsequent, die verdamnte Waschlappigkeit kann ich nicht leiden!“



„Kellner, zwei Glas Bier! Das für meine Frau recht frisch.“



Mitleidige ältere Dame: „Entsetzlich! Diese armen, armen Schweine. Weshalb schickt man die unglücklichen Tiere nicht nach Karlsbad!“

Glosse.

Der Umgang mit Balletttänzerinnen strengt die Lungen gar sehr an. Besonders die „Zah-lungen.“



„Herr Posttrat, haben Sie für mich einen Geldbrief?“

Übermüßig.

Leutnant: „Gnädige sehen so munter aus?“

Fräulein: „So? Ja, ich hatte heute Nachmittag auch einen herrlichen Traum.“

Leutnant: „Aber bejreise nich. Doch jarnich nötig, so lange ich selbst noch persönlich hier bin!“

~ ~ ~ Der Pantoffelheld. ~ ~ ~



„Nun, Herr Wiesling, werden Sie in diesem Jahre eine Erholungsreise machen?“

„Ne, ich reise mit meiner Frau in's Seebad!“